

Geschichtskolumne

Große Transformationen

VON JÜRGEN OSTERHAMMEL

Historiker sind Spezialisten für das Partikulare. Sie sorgen sich um den Einzelfall, widmen zuweilen einer einzigen Quelle Jahre ihres Lebens, betrachten kleine Räume, studieren engheschränkte Veränderungen in der Zeit, lassen sich behutsam und umständlich auf Biographien ein, setzen Myriaden von Wissenspartikeln zu größeren Bildern zusammen. Diese größeren Bilder sind selten so groß, wie ein Lesepublikum außerhalb des Faches es sich wünscht. Nur wenige Meisterhistoriker – Natalie Zemon Davis, Alain Corbin oder Jonathan Spence wären Beispiele – verstehen es, aus dem Speziellen und vermeintlich Abseitigen eine ganze Welt erstehen zu lassen. »Synthesen« sind häufig entweder Lehrbücher zur universitären Prüfungsvorbereitung oder Monumente für den Bücherschrank und als solche abermals Ansammlungen des Besonderen unter schematischen Rubriken. Seltener findet man Darstellungen größerer Zusammenhänge aus einem Guss und mit erinnerungswirksamen Aussagen.

Außerhalb der Zeitgeschichte, wo das Provokationspotential größer bleibt, ist

die Thesehegemonie in die Hände von Außenseitern gefallen. Habituelle Vorsicht, Demut vor den Quellen und Aversion gegen alle Formen von Geschichtsphilosophie – alles ehrenwerte Motive – lässt gelehrte Geschichtsforscher im Lande Barthold Georg Niebuhrs und Leopold von Ranke vor kühneren Verallgemeinerungen zurückschrecken. Gelehrtenstreitigkeiten dringen selten über akademische Sonderwelten hinaus. Ein unpedantisches und thesensattes Buch wie Heinz Dieter Kittsteiners *Die Stabilisierungsmoderne* fällt schon dadurch aus dem Rahmen, dass man es von einem deutschen Historiker nicht erwartet hätte.¹

Sofern Nichthistoriker hoffen, etwas aus der Geschichte lernen zu können, wenden sie sich Autoren zu, die außerhalb von Zunftzusammenhängen arbeiten. Die enorme Resonanz auf die Werke des Evolutionsbiologen Jared Diamond oder jüngst auf den schwach fundierten Versuch des amerikanischen Archäologen Ian Morris, in seinem Buch *Why the West Rules – for Now* »Grundmuster der Geschichte« zu entschleiern, ist auch ein

¹ Heinz Dieter Kittsteiner, *Die Stabilisierungsmoderne. Deutschland und Europa 1618-1715*. München: Hanser 2010.

indirekter Vorwurf an Fachhistoriker, dergleichen nicht anbieten zu wollen und vielleicht nicht zu können.²

Manche der großen Themen von öffentlichem Interesse, zu denen Historiker jenseits aller fachinternen Richtungskämpfe etwas beizutragen hätten, sind leicht identifiziert: das Verhältnis religiös geprägter Gesellschaften zueinander, insbesondere das von christlicher und islamischer Welt; die Geschichte des Kapitalismus, auch die seiner verschiedenen Spielarten, im Horizont globaler Expansions-, Transfer- und Abwehrprozesse; die Aufklärung und ihre Weltwirkungen bis heute; die wechselnden Herausforderungen durch Umweltkrisen und die Veränderung von Umweltbewusstsein; Voraussetzungen und Folgen von Revolutionen und Bürgerkriegen; Weltordnungsmodelle in Theorie und Praxis und die Dialektik von Ordnung und Unordnung (vor allem »failed states«); die Entwicklung kultureller Globalisierung mit einem besonderen Blick auf Medientechnologien und die weltweit operierende Kulturindustrie; die kulturelle Autorität von Wissenschaft und Expertentum und ihre politischen Konsequenzen (»Verwissenschaftlichung des Sozialen«).

Manche alten Themen treten in den Hintergrund, andere werden wiederentdeckt und neu definiert. Ein Beispiel dafür ist die sogenannte Industrielle Revolution. Man hatte sie fast schon vergessen und ins Abiturwissen weggepackt, denn es schien ja alles klar zu sein (und so klar und simpel ist es immer noch für Ian Morris): In England erfanden einige kluge Köpfe nach etwa 1760 die Dampfmaschine, und bald ratterten die Baumwollspinnmaschinen, schnaubten die Dampfschiffe und keuchten die Eisen-

bahnen. Großbritannien wurde ein reiches Land (mit Ausnahme der Industriearbeiter) und beherrschte etwa ein Jahrhundert lang Weltmeere und Weltmärkte. Die Kontinentaleuropäer und Nordamerikaner, später auch die Japaner, schauten sich das eine Weile an und machten es dann nach. Aus der einmaligen Industriellen Revolution wurde eine breite Industrialisierung. Um 1890 war die Welt ins Industriezeitalter eingetreten. Wer bis dahin den Sprung zu den neuen Technologien nicht geschafft hatte, war dazu verurteilt, in kolonialer oder halbkolonialer Abhängigkeit zur späteren »Dritten Welt« zu werden.

Dieses konventionelle Bild ist aus unterschiedlichen Richtungen angefochten worden. Quantifizierende Wirtschaftshistoriker nahmen die älteren Schätzungen des frühindustriellen Wachstums erneut unter die Lupe und konnten die Daten ihrer Vorgänger nicht bestätigen; in England war von einer dramatischen Beschleunigung, also einer Revolution oder einem »take-off«, jahrzehntelang keine Spur zu entdecken. Eine zweite Linie der Kritik verwarf den Lehrbuchmythos der Industriellen Revolution als viel zu technologisch: Entscheidend seien weniger Umbrüche in der Entwicklung der Produktivkräfte gewesen als neue rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen, die überhaupt erst die Anreize zu effizienteren Methoden der Wertschöpfung geschaffen hätten. In dieser Sicht ging eine »institutionelle Revolution« mit der industriellen bedingend einher.³

Ein dritter Angriff auf das traditionelle, allerdings erst in den fünfziger Jahren voll ausgearbeitete Konzept der Industriellen Revolution ordnet diesen angeblichen Epochenbruch in eine längere Reihe von Wachstumsschüben ein, aus

der das englische Geschehen nach 1760 nicht mehr so dramatisch hervorsteicht wie zu jenen Zeiten, als man sich die »vorrevolutionäre« Wirtschaft als statisch vorgestellt hatte.⁴ Es hätte schon skeptisch stimmen müssen, dass den britischen Zeitgenossen selbst nicht aufgefallen war, in welcher revolutionären Turbulenzen sie lebten. Sämtliche Klassiker der politischen Ökonomie, von Adam Smith über Thomas Robert Malthus und David Ricardo und bis zu John Stuart Mill, beobachteten Produktivitätsgewinne und wachsenden gesellschaftlichen Reichtum, rechneten aber nicht damit, dass dieser Zustand langfristig andauern könne. Doch genau dies geschah: Alte Wachstumsbremsen – etwa Bevölkerungsverluste durch Hungerkrisen – wurden ein für alle Mal außer Kraft gesetzt, und trotz schwankender Konjunktur fiel die Wirtschaft der Wachstumszonen nicht wieder auf ihr Ausgangsniveau zurück.

Was nach einer Haarspalterei unter Fachleuten klingen mag, führt zu einer jener eingangs angesprochenen Fragen von allgemeinem öffentlichen Interesse. Selbst dann, wenn die klassische englische Industrielle Revolution kein Ereigniszusammenhang von solch plötzlich umwälzender Wucht wie die französische Revolution war und die klichschehaft wiederholte Bezeichnung »Doppelrevolution« problematisch ist, bestreitet niemand, dass bis 1850 in einigen Teilen Europas und im Osten Nordamerikas eine neuartige Wirtschaftsform von beispielloser Dynamik entstanden war, die sich seither auf allen Kontinenten, am wenigsten in Afrika, verbreitet hat. Wenn der ungarisch-österreichische Ökonom Karl Polanyi im amerikani-

schen Exil 1944 von einer »Großen Transformation« sprach (er meinte damit kritisch das Entstehen einer verselbständigten, moralfreien Marktsphäre, die in Widerspruch zu den Bedürfnissen der Gesellschaft trat), dann gab er damit ein treffendes Stichwort.⁵

Die Umgestaltung war im Prinzip irreversibel: das Wesen von Transformation im Unterschied zu bloßem Wandel. In Transformationen verdichten und beschleunigen sich Prozesse der Veränderung, neue Akteure treten hervor, Gewinner und Verlierer lassen sich deutlicher unterscheiden. Heute sieht eine neue große Transformation bevor: der ökologische Umbau des Industriesystems. Was können Historiker dazu sagen?

Die Industrialisierung ab etwa 1760 war im Kern ein Wechsel des Energie-regimes von menschlicher wie tierischer Muskelkraft, Wasser, Wind, Holz und Torf zu fossilen Brennstoffen, erst Kohle, später auch Erdöl.⁶ Kohle war bereits im frühneuzeitlichen Europa genutzt worden, allerdings überwiegend zur Gewinnung von Heizwärme, seltener in der gewerblichen Produktion, etwa bei der Metall- und Glasschmelze. Da in England Kohle leicht zu gewinnen und zu transportieren war, spielte sie dort bereits vor der Industrialisierung eine relativ große Rolle. Die ersten Dampfmaschinen wurden nach 1712 als Pumpen zur Entwässerung von Kohlebergwerken konstruiert und eingesetzt. Dadurch wurde Kohle tiefer abbaubar und billiger. Dies wiederum bot Anreize, um nach neuen Verwendungen für anders und besser gebaute Dampfmaschinen zu suchen, etwa beim Antrieb von Spinn- und Webmaschinen, die bis dahin zu-

² Jared Diamond, *Arm und reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaften* (1998); *Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen* (2005), beide bei Fischer in Frankfurt; Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*. Frankfurt: Campus 2011.

³ Vgl. Clemens Wischermann/Anne Nieberding, *Die institutionelle Revolution. Eine Einführung in die deutsche Wirtschaftsgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*. Stuttgart: Steiner 2004.

⁴ Vgl. Eric L. Jones, *Growth Recurring. Economic Change in World History*. Oxford: Oxford University Press 1988; Jan Luiten van Zanden, *The Long Road to the Industrial Revolution. The European Economy in a Global Perspective 1000-1800*. Boston: Brill 2009.

⁵ Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt: Suhrkamp 1978.

⁶ Vgl. E. Anthony Wrigley, *Energy and the English Industrial Revolution*. Cambridge: Cambridge University Press 2010; Rolf Peter Sieferle u. a., *Das Ende der Fläche. Zum gesellschaftlichen Stoffwechsel der Industrialisierung*. Köln: Böhlau 2006.

meist mit Wasserenergie gelaufen waren, oder auf Schiffen.

Die maschinelle Umsetzung von fossiler in mechanische Energie lässt sich am besten durch ökonomische Logik erklären. Der Wechsel lohnte sich besonders dort, wo Kohle ungewöhnlich preiswert und das Lohnniveau ungewöhnlich hoch war, wo ein gut integrierter innerer Markt samt seiner kolonialen Ergänzung in Übersee zur Verfügung stand und wo es einen immerhin rudimentären Patentschutz für technische Innovationen gab. All das war in Großbritannien der Fall. Auf der relativ dicht besiedelten Insel zeigten sich auch bald die Vorteile des Umstandes, dass Energie nicht in der Fläche, etwa durch Holzwirtschaft, gewonnen werden musste, sondern sich raumsparend in unterirdischer Tiefe fand; mit der Verbreitung von Biotreibstoff und dem Bau großflächiger Solaranlagen kehrt sich dieser Prozess heute wieder um.

Wie der in den USA und Israel lehrende Wirtschaftshistoriker Joel Mokyr betont hat, muss neben den ökonomischen Komponenten eines Erklärungsmodells für die Industrielle Revolution auch ein kultureller Faktor berücksichtigt werden.⁷ Die Naturwissenschaften waren um 1750 in Frankreich mindestens ebenso weit entwickelt wie in England. Aber nur hier gab es eine Wertschätzung von »useful knowledge«, eine Erkenntnishaltung des geduldigen Experimentierens zu praktischen Zwecken. Entscheidend waren nicht große wissenschaftliche Durchbrüche, sondern ständige inkrementale Verbesserungen, zum Beispiel der Dampfmaschine. In England gelang, was in China mit seiner langen naturkundlichen Tradition nicht zustande kam: langfristig einen Strom von Mikroerfindungen aufrechtzuerhalten.

Die Große Transformation in den Jahrzehnten um 1800 war kein linearer

Prozess. Sie kann nicht durch eine einfache Kette von Ursachen erklärt werden: Positive Rückkopplungen erzeugten »virtuous circles«. So steigerten sich schon im frühen 18. Jahrhundert das Wachstum der Metropole London und die Verdichtung eines nationalen Marktes gegenseitig. Als die Eisenbahn kam, die Dampfmaschine auf Rädern, wirkte sie nicht nur in England als Verstärkung bereits bestehender Dynamiken auf vielen Gebieten von Wirtschaft und Gesellschaft. Solche Aufwärtsspiralen oder kumulativen Gewinnsituationen, mit denen eine große Zahl von Individuen ihre persönlichen Interessen verbinden, entstehen zu lassen oder sie aktiv zu fördern, scheint eines der Geheimnisse großer Transformationen zu sein. Was Historiker ex post als »große« Transformation konstruieren, erweist sich allerdings bei näherem Hinsehen als ein Zusammenspiel von zahlreichen kleinen Veränderungen.

Von immenser Bedeutung ist der Faktor Zeit. Die neolithische Revolution entfaltete sich über mindestens dreitausend Jahre. England benötigte circa achtzig Jahre, um den Übergang von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft zu vollziehen, in einigen Regionen Deutschlands ging es, um mehrere Jahrzehnte zeitversetzt, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schneller. In der Gegenwart komprimiert China seine wirtschaftliche Entwicklung noch stärker. Seine unanschaulichen Wachstumsstatistiken und seine höchst anschaulichen Stadtbilder dokumentieren sozioökonomische Veränderungen von einem Tempo, das es in der Vergangenheit selten gab. Die Umstellung auf erneuerbare Energien wird vielfach für ähnlich kurze Zeiträume projiziert. »Sofortausstieg« aus der Atomenergie, Befristungen des Kraftwerkbetriebs, Szenarien unterschiedlicher Energiezukünfte: Die evolutionäre Gelassenheit früherer Transfor-

mationen ist dahin, Zeit wird zu einem zentralen politischen Streitpunkt.

Bei der Großen Transformation um 1800 war der Staat kein Hauptakteur. Er schuf – in Preußen oder Frankreich mehr als in England – rechtliche und andere institutionelle Rahmenbedingungen für private Unternehmerinitiative, ging aber über eine solch unspezifische Ordnungspolitik selten hinaus, am ehesten noch in einigen Ländern als Finanzier und Betreiber von Eisenbahnen. Der Staat zog sich langsam aus früheren Regelungsgebieten zurück, etwa von Monopolen oder vom Schutz des Waldes, ohne je ganz »Nachtwächterstaat« zu werden. Aber er trieb selten eine aktiv initiierte Industrialisierungspolitik. Das Zarenreich und Japan waren ab den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in dieser Hinsicht weltweit die Pioniere. Nicht vor dem Ersten Weltkrieg griffen Regierungen steuernd in die Industrieproduktion ein, und die Vorstellung, der Staat allein könne in einem autoritären Kraftakt eine rückständige Gesellschaft industrialisieren, findet sich erst im Stalinismus.

Es gibt daher kaum Kontinuitäten zwischen der Großen Transformation hin zu einer auf fossilen Energieträgern basierten Industriegesellschaft und derjenigen aus ihr (und ihrem nuklearen »Brücken«-Fortsatz) hinaus. Dazwischen liegt das gesamte Wachstum von Staatskapazitäten über zwei Jahrhunderte hinweg. Vor 1914 gab es nirgendwo eine Staatsquote (das Verhältnis öffentlicher Ausgaben zum Bruttoinlandsprodukt) von mehr als 7 Prozent; heute liegt sie in den OECD-Staaten zwischen 35 und 50 Prozent. Die Industrielle Revolution war nicht politisch gesteuert, sie folgte keinem Grand Design, keinen Entwicklungszielen, die auf internationalen Konferenzen ausgehandelt worden wären. Die Voraussicht der damals Handelnden war gering. Es fehlte an empirisch gestützten Analysen und Prognosen. Unternehmer hatten noch nicht die Instrumente der Marktforschung zur Hand, und keine Forschungsinstitute

oder Sachverständigenräte konnten Regierungen auch nur in dem Glauben wiegen, etwas über die Zukunft zu wissen. Entsprechend fehlte es an Planungsgewissheit. Um 1860 war es zwar möglich, die Architektur und Infrastruktur von Städten zu planen, nicht aber die Umgestaltung ganzer Wirtschaftssysteme.

Die Große Transformation hatte unerfreuliche Nebenwirkungen über die von Karl Polanyi beklagte Entmoralisierung des Wirtschaftlichen hinaus. Eine Lehre, die man daraus ziehen kann, dürfte sein, dass auch künftige Transformationen nicht ohne Schädenseffekte auskommen werden. Die erste Nebenwirkung war die relative Verelendung – also das Sinken der Reallöhne – von Teilen der Arbeiterschaft, doch kehrte sich dieser Trend in allen Industrialisierungsgebieten nach wenigen Jahrzehnten um.

Gravierender waren drei langfristige Folgen. Erstens wurde auch der Krieg industrialisiert. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts trat die Menschheit in das Zeitalter technisch hochgerüsteter Massenheere ein. Es umfasste die beiden Weltkriege und dauerte bis zum Koreakrieg. Zweitens öffnete sich im globalen Maßstab eine Schere von wirtschaftlicher (und organisatorischer) Leistungsfähigkeit und militärischer Kapazität. Sie ermöglichte die Überwältigung großer Teile des Planeten durch Europäer und Nordamerikaner, die Besitzer von Kanonenbooten und Maschinengewehren – also Imperialismus, Kolonialismus und die verschiedensten Formen indirekter Kontrolle.

Drittens wurde während der Großen Transformation wenig nachhaltig gewirtschaftet. Selbstverständlich verschwand vormoderne Nachhaltigkeit nicht völlig; es gab sie weiter in den intensiven Reiskulturen Asiens, die auf sorgsame Bewässerung angewiesen waren, oder in Teilen der europäischen Forstwirtschaft. Auch erfolgte die Erschließung agrarischen Neulandes an Siedlungsgrenzen auf allen Kontinenten im Normalfall keineswegs als primitiver Raubbau. Dennoch war es eine Grund-

⁷ Joel Mokyr, *The Enlightened Economy. An Economic History of Britain 1700-1850*. New Haven: Yale University Press 2009; vgl. auch Robert C. Allen, *The British Industrial Revolution in Global Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press 2009.

erfahrung seit spätestens der Mitte des 19. Jahrhunderts, dass Ressourcen weniger knapp waren als früher. Eine neue Bergbautechnik erleichterte den Zugang zu Bodenschätzen, deren Lagerstätten unerschöpflich zu sein schienen; Dampfschiff und Eisenbahn brachten Rohstoffe rasch, kostengünstig und in großen Mengen dorthin, wo sie gebraucht wurden; auch nach dem Ende des Sklavenhandels sorgte die interkontinentale Arbeitsmigration dafür, dass billige Arbeitskräfte auf Plantagen und im Bergbau nicht fehlten. Als später Traktor, Mäh- und Dreschmaschine im großen Maßstab zum Einsatz kamen, schienen der extensiven Erschließung von Landreserven kaum noch Schranken gesetzt zu sein.

Sofern es Sorgen um natürliche Ressourcen gab, waren sie weniger ökonomisch und ökologisch als geopolitisch motiviert. Zwar wurde der klassische Imperialismus vor 1914 nicht primär durch einen Drang nach Rohstoffen angetrieben, doch zeigte der Erste Weltkrieg die strategische Bedeutung eines unbehinderten Zugangs zu natürlichen Hilfsquellen. Fortan trieben sämtliche Imperialmächte präventive Ressourcenpolitik. Positive und negative Effekte der Großen Transformation gehören zusammen. Man kann nicht von Industrialisierung schwärmen und dabei Krieg und Imperialismus übersehen.

Die Große Transformation war keineswegs, wie man heute oft glaubt, durchweg mit politischer Liberalisierung oder gar Demokratisierung verbunden. Industrie führt nicht notwendig zu Demokratie. In Großbritannien und den USA hatte politische Liberalität vorindustrielle Wurzeln. Auch die Französische Revolution war kein Resultat von Industrialisierung. Sie hatte im Übrigen nur begrenzt liberale Wirkungen; Frankreich brauchte weitere neun Jahrzehnte, bis es zu einer funktionierenden demokratischen Ordnung fand. Im

Deutschen Kaiserreich, in Japan und im zarischen Russland wurden autoritäre Strukturen durch fortschreitende Industrialisierung nur wenig erodiert. In der Sowjetunion nach 1928, im Deutschland der Vorkriegsaufrüstung oder in der Volksrepublik China seit den achtziger Jahren koexistierten industrielle Dynamik und politischer Autoritarismus.

Aus diesem Befund lässt sich keine gehaltvolle Prognose für künftige Transformationen ableiten, aber doch ein Rat zur Nüchternheit: Gewiss fördern demokratische Entscheidungsprozeduren, Freiheit der öffentlichen Meinungsbildung und rechtsstaatliche Sicherheit rationale und gemeinwohlverträgliche Problemlösungen. Dies ändert aber nichts daran, dass die einzelnen Felder möglichen Fortschritts entkoppelt sind, dass sie nur labil miteinander zusammenhängen. Entgegen den Hoffnungen mancher Aufklärer, die sich für die zivilisierenden und pazifizierenden Effekte des »doux commerce« begeisterten, und später dann liberaler Internationalisten wie Richard Cobden hat im 19. Jahrhundert der freie Welthandel die internationalen Mächteverhältnisse nicht friedlicher gemacht. Es ist auch nicht garantiert, dass ein ökologischer Umbau des Industriesystems politische Krisenerscheinungen vermeidet. Die Geschichte gibt hier Anlass weder zu Pessimismus noch zu Optimismus, sie mahnt zu Wachsamkeit.

Schließlich: Transformationen scheinen Visionen zu erfordern, realisierbare Utopien, ausgearbeitete Gesellschaftsmodelle, kollektive Ziele von solcher Mobilisierungskraft, dass zähe Gewohnheiten – etwa eine konsumistische Lebenseinstellung – korrigiert werden können. War dies bereits bei der Großen Transformation um 1800 der Fall? Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war die innerweltliche Milderung oder gar Aufhebung von Armut,⁸ bis dahin nur ein Motiv in Utopien des ganz Anderen

(»Schlaraffenland«), erstmals denkbar geworden. Neu war auch die Vorstellung einer rationalen Gestaltung des sozialen Lebens durch Wissenschaft. Das blieben jedoch lange Zeit Außenseiterpositionen. Die Denker der politischen Ökonomie hatten eine selbstregulierte Eigentümergeinschaft im Sinn, nicht mehr. Dem setzten die frühen Sozialisten, allerdings einflusslos, Visionen des Kommunismus, der Eigentums- und Klassenlosigkeit und der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung entgegen. Die Gro-

ße Transformation war insgesamt nicht visionsgesteuert.

Visionen sind überhaupt eine ambivalente Sache. Sie motivieren und mobilisieren, aber manchmal fanatisieren sie auch. Sie können Angst- und Antivisionen sein, wie sie im sozialdarwinistischen Klima der Jahre vor 1914 blühten, Alpträume von Kampf und Apokalypse. Wohin treiben Schreckensvisionen eine Transformation? Welche Mischung aus Furcht und Hoffnung bereitet am besten auf die Zukunft vor?

⁸ Vgl. Gareth Stedman Jones, *An End to Poverty? A Historical Debate*. London: Profile Books 2004.